

wo er infolge schwerer innerer Ver-
letzungen starb.

Kaiserslautern. Der ju-
gendliche Arbeiter P. Diehl wurde in
der Pfaffschen Nähmaschinenfabrik
durch eigene Schuld von einem Rie-
men erfasst und zu Tode gedrückt.

Affenberg. Der Tagger Heinrich
Schulze von St. Alban wurde in dem
Wassergraben unterhalb des sog.
Thalbrückchens, da, wo der Weg nach
Gangrethweiler und Schmaalfeld ab-
zweigt, todt aufgefunden. Er ist ver-
unglückt.

Rönigreich Württemberg.

Ludwigsburg. Der an dem
Neubau des Wagenhauses an der Al-
tenstraße hier beschäftigte 46 Jahre
alte Tagelöhner Julius Neuhäuser von
Heutingheim stürzte von dem Bauger-
üst so unglücklich herab, daß er bald
darauf starb. Er hinterläßt eine Frau
und vier unmündige Kinder.

Neuenberg. Der 77 Jahre alte
Müller Buh erlitt beim Schichten eines
mit Obst beladenen Eisenbahnwagens
derartig schwere Quetschungen, daß
nach kurzer Zeit der Tod eintrat.

Bannang. Das 18jährige ge-
festranke Mädchen Anna Sasse, wurde
vermißt. Nach längerem Suchen
wurde dasselbe durch die Schutzmann-
schaft in einem Waldbogen, liegend
ganz erschöpft aufgefunden. Es be-
steht dringender Verdacht, daß an die-
sem Mädchen, welches überdies stumm
ist und krüppelhafte Füße hat, von ei-
nem Handwerksburschen ein Sittlich-
keitsverbrechen verübt worden sei.

Stuttgart. In der Stadt
Horb und dem benachbarten Nordstel-
ten sind etwa 90 Personen infolge des
Genußes von Leberwürsten erkrankt,
darunter verschiedene Kinder. Die che-
mische Untersuchung hat ergeben, daß
sich unter den Würsten vermoder-
ten Lebern auch eine befand, welche
von Eiertokken durchsetzt war. Ei-
gentümlich muthet es an, daß in Horb
welches der Sitz eines Oberamtsstier-
arztes ist, die Fleischschau durch einen
Schmid und einen früheren Wirth
ausgeübt wird! Die ganze Angelegen-
heit ist der Staatsanwaltschaft zur
weiteren Behandlung übergeben.

Baden.

Rirchheim. Das Christoph
Matting'sche Ehepaar feierte seine
goldene Hochzeit.

Ebneth. Der 21 Jahre alte einzi-
ge Sohn des Bürgermeisters Jähriger
wurde von rüchloser Hand er-
stochen. Der Thäter war erst vor vier
Wochen aus Bayern hier eingewandert
und bei einem Schuhmacher in Arbeit.
Er war wegen Trunkenheit schon ein-
mal vor das Lokal transportirt wor-
den und als er zum zweiten Male hin-
ausgeführt wurde, zog er das Messer
und stieß es dem beim Hergang übri-
gens unbetheiligten Jähriger in die
Brust und traf die Hauptschlagader
des Herzens. Der Verletzte war all-
gemein beliebt. Der Thäter wurde
verhaftet.

Koblenz. Landwirth Karl Weth
fuhr Eichorienwurzeln an die Filiale
der Fabrik von Heinrich Franz Söhne
nach Eppingen. Das 9jährige Söhn-
chen wurde von einer der dem Wagen
vorgespannten Kühe zu Boden gewor-
fen, der schwer beladene Wagen ging
ihm über den Unterleib, und das Kind
erlitt so schwere Verletzungen, daß es
noch am selben Tage den Geist aufgab.
Der Vater, welcher seinen Sohn noch
herbeiziehen wollte, wurden von den
Räbern einige Zehen eines Fußes ab-
gedrückt.

Mannheim. Die Brust einge-
drückt wurde dem in der Kohlenhand-
lung Seltzer beschäftigten 40 Jahre al-
ten Arbeiter Zimmermann, der zwi-
schen die Räder zweier Eisenbahnwa-
gen gerieth.

Provinz Hessen.

Wiesbaden. Bei dem Kunst-
feuerwerker Beder explodirten infolge
Selbstentzündung in einem Schuppen
mehrere Feuerwerkskörper, wobei Beder
leicht und zwei seiner Söhne im
Alter von zwei resp. drei Jahren schwer
verwundet wurden.

Frankfurt a. M. Der Schaff-
ner Adam Weidemann stürzte von dem
Zuge kurz vor Station Cassel und
blieb benutzlos liegen. Der Verun-
glückte wurde nach Anlegung eines
Rothverbandes nach dem Landkranken-
haus in Cassel gebracht, woselbst eine
schwere Verletzung der Hirschale kon-
statirt wurde. An seinem Aufkommen
wird gezweifelt.

Freie Städte.

Hamburg. In der Norddeut-
schen Reismühle am Bullerdam waren
gefüllte Reissäcke aufgestapelt. Als
der Arbeiter Rogal an dem Stapel
vorbeiging, geriethen die Säcke in's

Rutschen und der ganze Stapel begrub
den unglücklichen Rogal. Sofort eil-
ten andere Arbeiter herbei und began-
nen die Säcke abzutragen. Nach ge-
raumer Zeit konnte man den unglück-
lichen Arbeiter unter den Säcken hervor-
ziehen. Die Aerzte haben jede Hoff-
nung, den Schwerverletzten am Leben
zu erhalten, aufgegeben.

Bremen. Konful H. H. Meier
vollendete das 87. Lebensjahr.

Der kleine vierjährige Knabe des
Wirthes Horstmann vom Haferkamp
war mit einem älteren Knaben zum
Stadtpark gegangen, wo die Kinder
zwischen dem Bahndamm der Hafen-
bahn und dem Stadtgraben spielten.
Der kleine Horstmann fiel in's Wasser
und ertrank.

Der Schnelldampfer des Norddeut-
schen Lloyd „Lahn“, Kapitän Selmers,
der auf der Weser eingetroffen ist, vol-
lendete mit dieser Reise die 100. Reise
über den Ocean.

Helgoland. Die Düne hat bei
dem starken Sturm aus Südwest sehr
gelitten. Die zur Probe angelegte
Strahlenbahn dagegen hat in erfol-
greicher Weise dem Ansturm der riesi-
gen Wellen getrotzt. Es werden nun
nach dem Plane des Oberbaudirektors
Franz in Bremen noch sieben Strah-
lenbahnen angelegt werden.

Oesterreich.

Wien. In Budapest hat sich ein
aus Wien gekommenes Liebespaar in
einem Vorstadthotel erschossen. Die Le-
bensmüden waren der 21jährige Mes-
singgießer - Gehilfe Eduard Popowicz
und die 20jährige Tereza Matowitsch.
In einem zurückgelassenen Briefe bit-
tet Popowicz, seine in Wien, 14. Be-
zirk, wohnhafte Mutter und den in
Wien, 15. Bezirk, Schönbrunner Str.
21, wohnhaften Selchermeister Him-
melsbauer von dem Selbstmorde zu
verhüten.

Im Augarten wurde in einer Sei-
tenallee die Leiche eines ungefähr 55jäh-
rigen Mannes gefunden, welcher sich
aus einem Revolver eine Kugel in die
rechte Schläfengegend gejagt und da-
durch seinen sofortigen Tod herbeige-
führt hatte. Der Selbstmörder soll
mit einem Schneidegeräthe Horwath
identisch sein.

Schwiz.

Zürich. Mit dem Wagnerfund,
den wir in letzter Nummer gemeldet
haben, ist es nichts! — So wenigstens
schreibt man den „Müsch. N. N.“ Be-
reits im Jahre 1832 in Leipzig, dann
1873 in Bayreuth und 1877 in Berlin
wurde die aufgefunden. „Zweite Kon-
zertouvertüre (C-Dur-Ouverture) ge-
spielt. Damit ist Zürich um eine Ent-
bedung ärmer.

**Sin von Ameisen zerstörtes Ka-
bel.**

Im Juli 1894 wurde von der Stadt
Haiphong in Tonkin an einem der
Mündungsarme des Roten Flusses
(Song-toi) ein Telegraphentabel ge-
legt, welches schon in den ersten Tagen
des Jahres 1895 Schäden aufwies.
Sie nahmen mehr und mehr zu, so daß
in der ersten Hälfte dieses Jahres ein
Ersatz nöthig wurde. Das Kabel hatte
also, obgleich es sorgfältig angefertigt
und gut gelegt war, kaum einem zwei-
jährigen Gebrauche genügt. Dabei
war es fast seiner ganzen Länge in
Cement getaucht und enthielt drei Lei-
tungsdrähte, jeder aus sieben Kupfer-
fäden bestehend, welche von abwechseln-
den Schichten von Guttapercha und
Chatterton eingehüllt waren. (Chatter-
ton nennt man eine Mischung von
Theer, Harz und Guttapercha.) Die
drei Leitungsdrähte waren mit drei
gergerben Schnüren, welche die Zwi-
schenräume ausfüllten, in ein Seil zu-
sammengebunden. Ein Pflaster von ge-
gerbem indischen Hanf rollte sich spir-
talförmig über den so gebildeten Cylin-
der. Zwei ebenfalls gergerbe baum-
wollene Bänder hielten, in entgegenge-
setzter Richtung gewickelt, das Ganze
zusammen. Endlich war das zu zu-
bereite Kabel in eine Weiröhre einge-
schlossen.

Es war nicht anders denkbar, als
daß irgend ein Organismus das Ka-
bel zerstört hatte, aber bei der Unter-
suchung in Handi konnte man den Ur-
heber derselben nicht entdecken. Man
schrieb an den Minister: „Es ist das
erste Mal, daß etwas derart in Ton-
kin passiert ist, bis heute haben die Ter-
miten, die Währwürmer und Holzwür-
mer, die Guttapercha unserer Kabel
verschlungen und sogar die der umhüllten
Drähte, welche für die Einrichtung der
Postämter benützt werden. Es scheint
übrigens, daß die Beschaffenheit des
Terrains, wo dieses Kabel gelegt war,
dasselbe vor den auf dem Lande leben-
den Insekten hätte bewahren müssen.

Der Boden der Stadt Hai-phong liegt
nur sehr wenig über dem Meeres-
niveau, ist sumpfig, stets feucht und
etwas salzig, er würde danach eher den
kleinen Thieren des Meerwassers zu-
sagen...“

Der Minister überwies darauf ein
Stück dieses Kabels dem entomologi-
schen Laboratorium des naturwissen-
schaftlichen Museums in Paris, wo
dasselbe von Boubier untersucht wor-
de. Dieser fand im Innern des Ka-
bels zwei Systeme von Galerien,
welche von den beiden Enden nach der
Mitte des Stückes zu liefen, ohne sich
jedoch zu begegnen. Die Gänge richte-
ten sich alle von der Peripherie nach
dem Centrum hin, sie ließen das Blei-
rohr und die Kupferdrähte unberührt,
durchbohrten dagegen die Baumwoll-
en- und Hanfdrähte, gingen in die
Schnüre hinein und setzten sich dann
in diesen und in der Guttapercha fort,
bis sie den Kupferfäden bloßlegten und
dort in einer Sackgasse endigten. Die
Galerien hatten zwei bis drei Milli-
meter Durchmesser und waren zum
Theil mit einem lockeren Material an-
gefüllt, welches höchst wahrscheinlich
thierische Excremente darstellte. Bou-
vier untersuchte diese Reste mit der
Lupe und dem Mikroskop, an dem ei-
nen Ende des Kabels konnte er nichts
Besonderes finden, an dem anderen
Ende dagegen fand er in einer der bei-
den fast parallelen Galerien einen sehr
verstümmelten Insektenkopf, und in
der zweiten einen Kopf, welcher noch die
Kiefer und die anderen Mundanhänge
aufwies. Die genaue Untersuchung
dieser beiden Köpfe ergab, daß sie Ter-
miten angehörten. Zweifellos waren
sie gleichzeitig die Reste der Zerstörer
des Kabels. Boubier, welcher über
seine Untersuchung an die Akademie
der Wissenschaften berichtete, sprach die
Meinung aus, daß die weißen Ameisen
schwerlich das Blei zu durchbohren und
so in das Innere des Kabels zu drin-
gen vermöchten, er ist vielmehr zu dem-
selben Glauben geneigt wie der Post-
direktor von Tonkin, daß die Insekten
durch eines der offenen Enden des
Kabels oder durch ein zufällig vorhan-
denes Loch in dasselbe hineingelangt
seien.

Zum Martinifeste.

Martini ist da, der kritischste Tag
im ganzen Jahr für das edle Gänse-
volk! Zu Tausenden werden sie an
diesem Tage zu Ehren St. Martin's
geopfert und mit Speck, Schmalz und
Pfeffer friedlich einbalsamirt. Die
Armen! Ihr Schicksal geht mir nah,
denn ich schreie sie um ihrer vielen Tug-
enden willen und habe noch nie das
jährliche Martinifest bei Wideneiser
veräumt.

Ehret die Gänse! Sie watscheln und
flattern
Schuldlos durch's Leben; mit kräfti-
gem Schnattern
Ketteten einst sie das Kapitol!
Ausgezeichnet durch Einfachheit und Güte,
Opfern sie sich in des Lebens Blüthe
Zu der Menschheit Nutzen und Wohl.

Ist die Gans nicht schön und prächtig?
Seht, wie zierlich ist ihr Bein;
Und wie harmlos und bedächtig
Winkt ihr sanftes Auge drein!
Ihre Haut, mit Flaum geschmückt,
Dft erröthet unbedeutlich;
Wie begeistert und entzückt
Eine zarte Gänsebrust!

Wer kann ein and'res Thier mir wohl
nennen,
Welches so reich ist an vielseit'gem
Können
Wie auf der Erde ist sie zu Haus -
Auch in dem Wasser und in den Lüf-
ten,
Geht auch durch's Feuer: voll lieb-
lichen Düften
Erscheint sie gebraten beim festlichen
Schmaus.

Ueberströmt von feiner Tunkte
Mit Kartöffeln garnirt.
Wird mit feierlichem Punkte
Am Martini fe servirt.

Goldbraun schimmert ihre Hüfte,
Röthlich schmeckt ihr Fleisch so zart.
Freestliche Kastanienfülle
Nst im Busen eingebahrt.

Nicht aenuo ist die Leber zu schätzen,
Nuch als Rostete genährt sie Graßen.
Lüchla genährt mit Pfeffer und
Sals!
Und noch ein Mott'res ist nicht zu ver-
lassen
Dak auf dem Roste Niese oern essen
Statt der Butter das Gänsefchmalz.

Unverraffen muß auch bleiben,
Dak das Gansvolk Hilfe steh

Beim Gedankeniederfchre
Manch' bebedendem Genie.

In der Klaffterperiode
Schrieb man nur mit Gänsefchiel;
Ach, seit lehr'er aus der Mode
Taugt die Dichtung nicht mehr viel!

Wehe, wenn wir die Gänse nicht hät-
ten!

Unentbehrlich für unsere Betten
Ist ja ihr weicher, mulliger Flaum!
Ehret die Gans! Nicht bloß kulina-
risch

Wirkt sie verdischlich, auch literarisch,
Wiegt uns zudem noch in Schlaf und
Traum!

Die heilige Vehme.

Neben den Klassikern Goethe und
Kleist haben unzählige Schriftsteller
sich des heimlichen Gerichts als Sen-
sationsmittel in ihren Werken bedient.
Mit besonders gruseligen Einzelheiten
ausgeflatt, wie Nacht, Wald und
Höhlen, Todtenschädel, Strang und
Schwert, bewirkten die Schilberungen
immer eine gewisse Spannung und ein
angenehmes Grauen bei den Lesern.
Die unerbittliche historische Forschung
hat der heiligen Vehme sehr viel, wenn
nicht alles von ihrem romanischen
Zauber und ihrer Sensationskraft ge-
nommen und sie als einfache Gerichte,
die aus der nothwendigen Selbsthilfe,
der mittelalterlichen Deutschen hervor-
wuchsen, hingestellt.

Wir haben nach den neuesten For-
schungen im Vehmegericht nichts an-
dres zu sehen als ein „peinliches Ge-
richt“, denn die vehmetroginen Ver-
brechen, das heißt solche, die von der
Vehme gerügt werden durften, waren:
Raub und jede Gewaltthat gegen Kir-
chen und Geistliche, Diebstahl, Berau-
bung einer Kindbetlerin, oder eines
Sterbenden, Mord, das heißt Ver-
schwendung, Mordbrand und Mord, Ver-
rath, Verrath der Vehme an einen Un-
wissenden, Nothzucht, Fälschung von
Münze oder Gut, Raub auf der Kai-
serstraße, Meineid und Treulosigkeit.
Das alles sind Punkte, die auch für
das peinliche Gericht zuständig wa-
ren.

Die Freigrafen und Freischöffen lei-
teten ihren Auftrag und ihre Befug-
nisse von Karl dem Großen und dem
Papst Leo her, es ist deshalb natürlich,
daß sie auch den Schutz des christlichen
Glaubens im Schilde führten. Bezüg-
lich der Heimlichkeit nimmt man an,
daß der Name nur einen Gegensatz
gegen andere Gerichte ausdrücken soll.
Danehin hat das Wort heimlich ur-
sprünglich nicht den scharfen Sinn,
den wir ihm beilegen, sondern es be-
zeichnete nur etwas gegen die Allge-
meinheit Abgeschlossenes. Ebenso ist
nicht nothwendig, aus der Bezeichnung
„Wissende“ für die Mitglieder des Ge-
richts gleich von Anfang an auf ein
Geheimniß zu schließen. Wer in einen
neuen Wirkungskreis eintritt, muß
Belehrung erhalten, wie er sich zu ver-
halten habe. Ein Geheimniß ist erst
seit 1349 nachzuweisen, seine Wahr-
ung wird im Schöffeneid dringend
eingesührt und der Verräther mit
fürchterlicher Strafe bedroht. „Man
soll ihm seine Hände zusammenbinden,
ein Tuch um seine Augen legen, ihn
auf seinen Bauch werfen und seine
Zunge zum Nacken herauszuwinden,
dann einen dreifach geflochtenen Strich
um seinen Hals legen und sieben Fuß
höher hängen als einen verdamnten
Dieb.“ Daher kam der Verrath des
Geheimnisses selten vor. Der Eid, den
der zu ernennende Freischöffe abzule-
gen hatte, lautete: „I gelobe bei der
billigen ee, hat es immer will die vehme
waren helen haben in halben vor man
vor wif — vor tof vor twich — vor
stok vor stein — vor gras vor grein —
vor alle queide wichte — vor alle gode
gestichte — vor all hat tuschen hemel
un erden — got best laten werden —
wente an den man — de de vehme hal-
ben tan.“

Es braucht wohl hier nicht betont zu
werden, daß die heimlichen Gerichte
nicht in der Nacht und in Höhlen, son-
dern bei Tage unter freiem Himmel
von Morgen bis Nachmittag statt-
fanden. Der Kläger erschien, an jeder
Hand einen Freischöffen führend, vor
Gericht. Die Beurtheilung erfolgte
meist auf eibliche Zeugenansagen,
wenn der Verbrecher nicht auf hant-
schreiber hatte ergriffen war. In diesem
Falle hatte jeder Schöffe das Recht,
sich sofort einzufchreiten und den Ergri-
fenen an den nächsten Baum zu hän-
gen; besondere Zeichen wurden bei der
Leiche nicht angebracht. Die Vorlabun-
gen wurden durch Freischöffen über-
bracht. Ofi lagen die Ladebriefe vor
den Thoren, oder man fand sie in
Gartenzäunen stecken oder in Kirchen
oder gar im freien Felde. Für Frei-
schöffen, die eines Verbrechens ange-

klagt worden, bestanden besondere Be-
stimmungen, vor allem die, daß der
Beklagte sich frei schwören konnte.

Interessant ist noch das Kapitel
Gerichtskosten. Im Allgemeinen kostete
eine Tagung 60 Schillinge. Eine Re-
chnung befagte Folgendes: Für Briefbe-
stellungen 24 Weispennige, 6 Gulden
heimliches Geschenk an den Stuhlherren,
um feindliche Störungen abzuhalten,
12 Weispennige dem Freifronen, je 1
Gulden für den Vorsprecher und die
Stuhlfreien, jedem Freigrafen 2 Gul-
den. Diese wurden außerdem zwei
Tage in der Herberge und im Wein-
haus freigehalten, was 3 Gulden kos-
tete.

Man sieht, auch im Mittelalter kos-
tete das Prozeßiren Geld und wieder
Geld.

Aus der guten alten Zeit.

Zufällig kam unserem Berichtstater
ein Exemplar der „Virginia
Staatszeitung“ aus dem Jahre 1859
zu Gesicht. Er fand darin einige Her-
zensergiefungen des damaligen Redak-
teurs Neubert, die an Drolligkeit und
Wurzigkeit den „Arizona Rider“ in
Schatten stellen und zugleich ein Bild
dabon geben, in welcher Weise die Zei-
tungs-Redakteure vor 40 Jahren ihre
Leser behandelten. Da wir hoffen, daß
es unsere Leser amüßren wird, so las-
sen wir hier zwei solcher Wurzigpfele
folgen:

Schwarze Liste.

Unserm Versprechen gemäß publi-
ziren wir in Nachstehendem die
„Schwarze Liste“, das heißt ein Ver-
zeichniß Derjenigen, die uns um un-
sere fater verdienten Cents und müß-
sam erschnungenen Auslagen gebracht
haben. Freilich ist hier Mancher nicht
genannt, der die uns zukommenden
lumpigen Kröten noch in seiner Tasche
herumschleppt, aber wir haben dann
noch nicht alles Vertrauen auf seine
Rechlichkeit verloren, während wir die
Namen Solcher, die entweder aus-
gemachte Lumpenterle sind, von denen
nichts zu holen ist, oder bei denen uns
die Prüße theurer zu stehen kommen
würde, als das Fleisch, wenn wir sie
verklagen wollten, hiermit der Offent-
lichkeit übergeben:

Fort Wayne: W. S. \$1.75; N. J.
& Co., \$7.50.

Indianapolis: C. R., \$1; A. R.,
\$1.

Lisbon, Ind.: J. M., \$2.

Maffilon, Ind.: A. S., \$2.

Washington Center, Ind.: W. J.,
\$2.

(Wird fortgesetzt.)

Der „Schöne Wilhelm“ schuldet uns
\$1 für die Zeitung, 25c für einen Ka-
lender des „N. O. Humorist“ und
pumpte noch 50c in Baar von uns,
so daß die ganze Summe des Betrugs
\$1.75 macht. Der Kerl hat eine fa-
mose „Gosche“ und ist ein wahrer
Pump-Genie. Was sein Handwerk ist,
können wir nicht angeben; er kann
barbieren — nämlich über den Löffel,
versteht das Färben — wenigstens
kann er die Leute blau anlaufen las-
sen, kann auch Leute anschmieren, ist
mit einer großen Rednergabe ausge-
stattet, indem es seiner glatten Zunge
stets gelingt, Waaren oder Geld von
Diesem oder Jenem „herauszucoaren“,
und lebt vom Essen und Trinken. Wir
warnen die hiesigen Bürger vor diesem
Dingerich.

General Lee's Bericht.

Der spanisch-amerikanische Konflikt
und die kubanische Frage, diese beiden
noch unerlebigen Saldi der großen
politischen Abrechnung, welche in aller
Eile vorgenommen wurde, als der in-
teressante und aufregendste aller
Wahlkämpfe alle anderen Interessen
in diesem Lande in den Hintergrund
treten ließ, machen jetzt, wo der enormen
Spannung die politische Wind-
stille gefolgt ist, zuerst wieder von sich
reden. Daß von der Pacificirung der
„Perle der Antillen“ trotz der enormen
spanischen Rüstungen für den Zweck
noch für Monate hinaus nicht die Rede
sein wird, war Jedem klar, der unter
der Schimke der offiziellen Sieges-
bepfehen, welche die spanische Regie-
rung auch während der Saurengar-
tenzeit ober, um den für das Tropen-
klima Kubas angemessenen Ausdruck
zu gebrauchen, während — der Regen-
zeit in die Welt zu lanziren beliebte,
die nichts weniger als Zuversicht ein-
flößenbe Wahrheit herauslas.

Als daher General Fitzhugh Lee, der
amerikanische Generalkonful in Ha-
bana, in den Ver. Staaten eintraf, ei-
gens zu dem Zweck, um über den
Stand der Dinge in Kubas höheren
Ortes Bericht zu erstatten, da hat es
wohl Niemanden befreundet, daß er,

wie im gestrigen „Evening Journal“
des Längeren gemeldet, den Fortschritt
der spanischen Waffen auf der rebelli-
schen Antilleninsel als Null bezichnete.
Was aber Aufsehen erregt, sind die
Schlußfolgerungen, welche nach zuver-
lässiger Quelle General Lee dem
Staatssekretär Olney gegenüber aus
diesem Stand der Dinge gezogen hat.
Er behauptete, daß die Spanier an der
mit ungeheuren Geld- und Menschen-
opfern verknüpften Niefensaufgabe, die
ihrer harri, verzweifeln einen raschen
Schritt der Ver. Staaten probogiren
wollten, um ihre Streitkräfte aus Kubas
zurückzuziehen. Mit anderen Worten:
Spanien warde begierig auf einen Krieg
mit den Ver. Staaten.

Nun sind wir ja bereit, General Lee
für die energische Vertretung der ame-
rikanischen Interessen auf seinem
schwierigen Posten alle Hochachtung zu
zollen, ja erkennen an, daß Cleveland
auch einmal eine glückliche Hand ge-
habt, als er den einflügeligen thatkräftigen
Leiter der eigenen „Reiterkampagne“
in Virginia für eines der wichtigsten
Konfularämter erkoren, das einen
ganzen Mann erforderte, aber — wenn
man auch zugeben kann, daß General
Lee die thatkräftige Situation erfasst
müssen wir doch unsere Bedenken über
seine weitgehenden Prophezeiungen
ausprechen, bei deren Formulirung
wohl seine lebhafteste Südländer-Phan-
tasie mit ihm durchgegangen ist. Wir
glauben nicht, daß Grover Cleveland,
der bisher eine so konservative Hal-
tung beobachtet, sich auf das Abenteuer
einer nach Madrid gerichteten Heraus-
forderung noch vor Thoreschluß seines
Termins einlassen wird, da er sich ja
bekanntlich für den demokratischen
Moses hält, der im Jahre 1900 die
Partei zu reorganisiren berufen sein
wird. Und Major McKinley? — der
Mann, dem die hochtrabende Kubas-
Planke auf den Napoleonstrod gena-
gelt worden ist? ... Nun es wird
nichts so heiß geessen, wie es gefocht
wird.

Kaje als Steuer-„Niedbojen“.

Die letzten Schiffsunfälle im Ka-
nal, die weder durch die zahlreichen
Leuchthürme an der englischen und
bretagnischen Küste noch durch die Sig-
nalapparate der Schiffe selbst verhin-
drt werden konnten, speziell die viel-
besprochene Katastrophe des „Drum-
mond-Castle“ geben einem franzö-
sischen Journalisten Namens Alphonse
Mailis Veranlassung, einen eigenarti-
gen Vorschlag zu machen, den er allen
Ernstes schon vor einigen Jahren der
Marineverwaltung zur Verfügung ge-
stellt haben will. Da der Nebel im Ka-
nal oft so dick und undurchdringlich
ist, daß der Matrose nicht einmal seine
Leuchthürme und Lichtsignale bei sol-
chen Nebeln gar nicht sieht. Aber häufig
auch die Schallsignale, die gewaltigen
Sirenen, nichts, denn sie täuschen auf
genau die Entfernung, scheinen plötzlich
zu verstummen und täuschen dann in
der Richtung bis um 90 Grad. „Ge-
sicht und Gehör“, sagt unser Autor,
„sind also in sehr vielen Fällen außer
Funktion. Andererseits kommen Ge-
schmack und Gefühl nicht in Betracht.
Bleibt nur der Geruch. Niemand hat
bislang daran gedacht, die Nase zu
verwenden, um die gefährliche Nähe
von Klippen und Felsen voraus zu
wittern. Aber warum nicht? Man
denke sich eine finstere, völlig schwarze
Nacht, vollends unurchdringlich ge-
worden durch einen kompakten Nebel.
Kein Lichtschein auf der Erde, kein
Stern am Himmel. Als einzige, jeden
Andern Ton verschlingende Musik das
Pfeifen des Windes in den Tauen, das
Geräusch der sich brechenden Wogen,
das Angstgeschrei der Frauen und Kin-
der auf dem Schiffe. Wo befindet sich
das Schiff, welchen Kurs hat es ge-
nommen? Da plötzlich, hat der wach-
same Kapitän aus Nordwest einen
mächtig daherkommenden Geruch von
altem Roquefortkäse wahrgenommen
und aus Südost einen feinen Duft von
Verbenemkblüthen. Er nimmt seine
Nase zur Hand und sofort weiß er,
in welcher Richtung er zu segeln hat:
Gerettet! Gottseidank! So manö-
vert er immer nach der Nase, und eine
Stunde später ist das Schiff im siche-
ren Hafen; alles jubelt, Matrosen
und Passagiere, die einen erheben
Dankthymnen, die anderen die dampfen-
den Groggläser.“ Leider — schießt
der Erfinder der „Niedbojen“ — ist
das alles nur ein Traum. Aber er
sieht schon im Geiste die Praxis sich
über seine Idee hermachen, auf allen
Klappen und Untiefen die Wogen an-
bringen, die jede einen andern durch-
bringenden Geruchweithin ausströmen
und so den Schiffer vor den dort
drohenden Gefahren warnen, sicherer,
als Leuchthurm und Nebelhorn.